

Reisebericht: Philippinen Kirchliche Basisgemeinden und politisches Engagement

Peter Neuner

Auch in Europa und in Amerika hat man erleichtert und befreit aufgeatmet, als bekannt wurde, Ferdinand Marcos, der ehemalige Präsident der Philippinen, habe am 25. Februar 1986 sein Land verlassen und sei in das von den USA angebotene Exil gegangen. Allgemein war die Bewunderung für die Kirche auf den Philippinen, die vornehmlich unter der Führung von Kardinal Jaime Sin und unter der Inspiration von Bischof Francisco F. Claver die Bevölkerung zu dieser "Revolution der Rosenkränze" geführt hatte. Ohne jeden Zweifel hatten sich die Bischöfe weit vorgewagt, als sie die Wahlen vom Februar 1986 heftig kritisierten, Marcos offen Wahlbetrug vorwarfen, und einer Regierung, die sich derartiger Mittel bedient, jegliche moralische Legitimation absprachen. "Moralischen Prinzipien gemäß besitzt eine Regierung, die durch betrügerische Mittel die Macht an sich reißt oder behält, keine moralische Basis". Sei diese Regierung nicht zur Wiedergutmachung bereit, habe das Volk die moralische Verpflichtung zu "aktivem Widerstand gegen das Böse mit friedlichen Mitteln - im Sinne Christi". Kardinal Sin rief daraufhin am 23. Februar 1986 die Bevölkerung zu zivilem Ungehorsam auf, und Priester und Nonnen standen mit an der Spitze der "menschlichen Barrieren", die die rebellierenden Militärs schützten und den Menschen den Mut stärkten. Die entscheidende Rolle der Kirche beim Umsturz bestätigte auch Verteidigungsminister Enrile in einem Interview vom 7.3.1986 in der Wochenzeitung "Die Zeit":

"Die Kirche war entschlossen, die Freiheit unseres Volkes zu schützen. Ohne den Einfluß der Kirchenführer hätten wir es nicht geschafft. Sie haben in den entscheidenden Stunden die Einheit zwischen den militärischen Reformisten und dem Volk geschmiedet; unsere Waffen bestanden zu diesem Zeitpunkt aus einer Mischung von Gewehren, Rosenkränzen und Gebeten".

Bei allem Respekt vor den Bischöfen und ihrem Mut zu klaren und unverschlüsselten Worten darf man jedoch nicht übersehen, daß die Entmachtung von F. Marcos nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht weiteste Kreise der kirchlichen Basis unter Einsatz ihres Lebens sich der herrschenden Macht entgegensetzt hätten. Diese Basis war in einem hohen Maße sensibilisiert: Sie hat aus christlicher Verantwortung mit Bibel und Rosenkranz politischen Widerstand geleistet. Daß dies geschah, ist nicht primär auf eine Anweisung der Bischofskonferenz

zurückzuführen. Es wurde, im größeren Kontext betrachtet, möglich durch die christlichen Basismgemeinden und ihr Wirken, das die kirchliche Szene auf den Philippinen prägt und wohl tiefergehend bestimmt, als aufsehenerregende Hirtenbriefe, von denen man auch bei uns Kenntnis nimmt.

Der Hintergrund

Nach außen hin erweckt die Kirche (1) der Philippinen einen eher traditionellen Eindruck, so als habe sich hier ein Christentum erhalten, das die Folgen von Aufklärung und Säkularisierung (noch) nicht über sich hat ergehen lassen müssen. Die Philippinen sind das einzige christliche Land Asiens. Das Christentum kam mit den spanischen Eroberern, hat aber im Bereich der Volksfrömmigkeit überraschend schnell und tief Fuß fassen können. Auch heute noch scheint dieser religiöse Elan ungebrochen. In jedem Haus und in jeder Hütte nehmen die Heiligenbilder einen Ehrenplatz ein: der dornengekrönte Jesus, die heilige Maria, das Jesuskind als Santo Niño. Religiöse Symbole finden sich auch in der Öffentlichkeit. Die Kirchen sind während der Gottesdienste gefüllt. In der Kirche der katholischen Universität San Carlos in Cebu ist am Sonntagvormittag und abends stündlich eine Messe. Die Besucher, fast alles Studenten, werden aufgefordert, nach dem Schlußsegnen den riesigen Kirchenraum im dritten Stock des Universitätsgebäudes möglichst schnell zu räumen, damit die Besucher des nächsten Gottesdienstes, die unten schon warten, reibungslosen Zugang finden. Es ist kein Zufall, daß auch bei uns die Philippinen immer wieder herangezogen werden, wenn man nach Beispielen sucht, wo die Kirche lebt.

Bei genauerer Betrachtung bleiben jedoch auch die Schattenseiten nicht verborgen. Die kirchliche Führung blieb weithin fremdländisch: Bischöfe und Priester kamen als Missionare aus Amerika und Europa. Zwar bemühte man sich um einen einheimischen Klerus, doch Erfolg war diesem Unternehmen kaum beschieden. So herrscht bis heute im Volk der Eindruck, die Kirche sei, – nicht was die Volksfrömmigkeit angeht, sehr wohl aber, was die Institution betrifft – eine fremde Angelegenheit. Hierarchie und Priester werden weithin mit Europa identifiziert, der einheimische Klerus genießt dagegen nur wenig Ansehen.

So ist es zu erklären, daß trotz der intensiven Frömmigkeit und Kirchenverbundenheit eines großen Teils der Filipinos ein drückender Priestermangel herrscht. Auch heute noch kommt rund die Hälfte der Priester aus missionierenden Ländern, vorwiegend aus den USA, Spanien und Deutschland. Dennoch sind die Pfarreien für unser Verständnis völlig unübersehbar; 250.000 Seelen für eine Pfarrei, in der der Pfarrer und ein

Kaplan arbeiten, sind jedenfalls in den Städten eher die Regel als die Ausnahme. Es gibt kaum ältere Priester; offensichtlich ist die Generation derer, die jetzt über 40 Jahre alt sind, zu einem großen Teil aus dem Amt geschieden, oder sie haben lukrative Angebote von philippinischen Gemeinden in Nordamerika angenommen. Es gibt Diözesen, in denen keiner der (allerdings nur 10) Priester älter als 35 Jahre ist, und diese leben unter bedrückenden äußeren Bedingungen, nicht selten sehen sie sich gezwungen, als Taxifahrer ein paar Pesos nebenher zu verdienen. Ein Pfarrer auf der Insel Samal vor Mindanao zeigte sich hoch beglückt darüber, daß der Autor als sein Besucher bereits 18 Jahre im Amt sei. Er empfand es als eine große Ermutigung, jemanden zu treffen, der schon fast über zwei Jahrzehnte hinweg Priester geblieben ist.

Verschiedentlich wird betont, daß die Zahl der Seminaristen im Steigen begriffen sei. Dagegen aber steht, daß diese Steigerung prozentual hinter der Bevölkerungszunahme auf den Philippinen zurückbleibt, daß sich also schon zahlenmäßig die Situation fortwährend verschlechtert, auch dann, wenn man lediglich einen Priester für 100.000 Menschen rechnet. Es ist offensichtlich: Die traditionelle Pfarrstruktur steckt in einer Krise, vor allem weil die Zahl der Missionare in naher Zukunft beträchtlich abnehmen wird. So wie es ist, kann es für die Zukunft kaum weitergehen.

Angeichts dieser Gegebenheiten hat sich die Kirche auf den Philippinen im Anschluß an das Zweite Vatikanische Konzil neu orientiert. Das Hauptaugenmerk wurde vom flächendeckenden Pfarrprinzip auf ein personal-orientiertes Gemeindeprinzip verlagert. Die philippinische Bischofskonferenz hat 1974 in einem wegweisenden Hirtenbrief die Errichtung von Basisgemeinden zum Hauptziel der seelsorgerischen Arbeit erklärt. Die Bemühung in der Pastoral gilt seither den Basisgemeinden. Diese Entscheidung wurde angeregt durch Erfahrungen aus dem südamerikanischen Bereich, wo sich eine weithin vergleichbare Geschichte abgespielt hatte: eine jahrhundertelange spanische Kolonialherrschaft, die durch eine weitgehende Abhängigkeit von Nordamerika abgelöst wurde. Schließlich standen die Philippinen in ihrer spanischen Zeit unter der Verwaltung des Vizekönigs von Mexiko. Die kirchlichen Probleme Lateinamerikas und der Philippinen erweisen sich durchaus als vergleichbar. So haben südamerikanische Bischöfe und Theologen bei der Ausarbeitung des Hirtenbriefs von 1974 mitgewirkt, lateinamerikanische Erfahrungen wurden darin aufgegriffen und weitergeführt.

Diese Neuorientierung hat die Kirche der Philippinen zutiefst geprägt. Zwar ist keine Diözese verpflichtet, die Errichtung von Basisgemeinden zu fördern und tatsächlich gibt es auch heute noch ganze Regionen, in denen der Begriff "Basisgemeinde" ein Fremdwort geblieben ist. Aufs Ganze gesehen aber

bedeuten der Hirtenbrief von 1974 und seine Rezeption in den darauffolgenden Jahren für die Kirche der Philippinen einen tiefen Einschnitt. Kaum eine lebendige Organisation, Einrichtung, Initiative blickt heute auf eine mehr als fünf- oder gar zehnjährige Geschichte zurück. Man hat den Eindruck, daß in der Folge der Neuorientierung auf die Basisgemeinden gegen Ende der 70er Jahre fast ein Traditionsbruch erfolgte. Neue Ideen haben sich durchgesetzt und sich organisatorische und institutionelle Gestalt gegeben. Was vorher war, gehört der Vorzeit an. Diese Spätfolgen des Konzils haben die Kirche in den Philippinen zutiefst umgestaltet. Natürlich besteht die traditionelle Diözesan- und Pfarrstruktur weiter; die rechtliche Vollmacht der Bischöfe ist unangetastet; vielleicht wurde sie faktisch sogar gestärkt. Der Schwerpunkt kirchlichen Lebens aber liegt nicht mehr bei diesen Strukturen, sondern bei den Basisgemeinden, den Basic Christian Communities (BCC), die man später offiziell in Basis Ecclesial Communities (BEC) umbenannte, um so ihren kirchlichen Charakter zu unterstreichen. Schon diese Tatsache, daß verschiedene Namen für die Basisgemeinden verwendet werden, zeigt, daß diese keineswegs in sich einheitlich und uniform sind. Sie haben sich vielmehr in fast dramatischer Weise in verschiedener Form entwickelt und dadurch unterschiedliche Gestalt angenommen. Das geht so weit, daß sich diese Basisgemeinden untereinander oft beargwöhnen und sich gegenseitig sogar die kirchliche, christliche oder gesellschaftliche Legitimität absprechen.

Formen kirchlicher Basisgemeinden

1. Die Gebetskreise

Der Bemühung, christliche Basisgruppen einzuführen, kam die der philippinischen Gesellschaftsstruktur entgegen: Die traditionelle Gemeinschaft, der "barangay", ist ein Bindeglied zwischen dem einzelnen und der Großgesellschaft wie Staat und Kirche. Diese Struktur wurde aufgegriffen, Familien schlossen sich zusammen. Die Basisgemeinden zählen ihre Mitglieder heute nach Familien, wobei Familie in diesem Verständnis eine wesentlich größere Einheit darstellt, als wir mit diesem Begriff verbinden. Der überschaubare Verband hatte seine Tradition, und nachbarschaftliches Zusammengehörigkeitsgefühl war in der Dorfgemeinschaft bekannt. Dieses Bewußtsein blieb zumindest als Erinnerung noch gegenwärtig in den neuentstehenden Slums an den Rändern der Großstädte. Weil Leben, Öffentlichkeit und Religion eine Einheit darstellten, war auch im kirchlich-religiösen Bereich die nachbarschaftliche Zusammengehörigkeit im Sinn von Gebetskreisen vorgeprägt. Gebetskreise, Meditationsgruppen und Bibelkreise stellen eine erste

Form der Basisgemeinden dar. Sie ist älter als die offizielle Befürwortung dieser Einrichtungen durch die Bischofskonferenz.

Bibelkreise und Gebetsgemeinschaften führen auch heute ein durchaus aktives Leben. Besonders beeindruckt war ich von einem Bibelgespräch, das das Evangelium des Sonntags durchmeditierte: Mt 16,21-27, die Zurückweisung des Petrus. Der konkrete Hintergrund, der diesen Text zum Leuchten brachte, war ein Ereignis, das in dieser Gemeinschaft großes Aufsehen erregt hatte: Bei der Verteilung von verbilligtem Reis beanspruchte jemand eine Ration, von dem bekannt war, daß er sie an Tiere verfüttern wollte. Wie sollte sich der Verantwortliche in einer solchen Situation verhalten? Muß er jedem seine Ration zuteilen, der ein formales Recht darauf hat, oder kann er in einem solchen Fall den Anspruch zurückweisen, so wie Jesus den Petrus zurückgewiesen hatte, als er etwas verlangte, was der Botschaft Christi widersprach? Für unser Verständnis haben diese konkrete Erfahrung und der genannte Bibeltext nichts miteinander zu tun. Für die Teilnehmer an diesem Bibelkreis in einem Slum von Manila, unter denen Frauen das Wort führten, war das ganz anders: Ich erlebte ein höchst eindrucksvolles Ringen um das rechte, situationsbezogene Verständnis der Bibel, wobei kein Theologe die historischen Methoden zur Anwendung bringen konnte und wollte. Die Erfahrung des Vortrags hatte alle Anwesenden so erschüttert, daß der biblische Text für sie fruchtbar wurde, ohne daß es einer autorisierten Auslegung bedurft hätte. Alle verstanden sich, verstanden den Text und ließen sich durch den Text in ihrer konkreten Lebenssituation prägen. Hier geschah etwas, was oft hochtrabend als "grassroots"-Theologie bezeichnet wird: eine Theologie aus der grundlegenden Erfahrung von Christen an der Basis. Ob man den Text nicht besser verstanden hat, als mancher historisch geschulte Exeget, dem er persönlich fremd bleibt?

Zu dieser Form der Basisgemeinden lassen sich auch die charismatischen Gruppen zählen. In ihnen ist etwas lebendig geblieben vom mystisch-meditativen religiösen Erbe Asiens. In diesen charismatischen Zirkeln, die in der Regel den Begriff Basisgemeinschaft für sich nicht verwenden, steht im Zentrum die geistliche Erneuerung, die Neuorientierung des spirituellen Lebens. Diese Gemeinschaften rekrutieren sich fast ausschließlich aus der sogenannten Mittelklasse: eine soziale Schicht, der rund 15% der Bevölkerung angehören. Darüber stehen die 2 oder 3% der ganz Reichen, darunter das unabsehbare Heer der Armen. Soziale Fragen tauchen in diesen charismatischen Gruppen nicht oder höchstens am Rande auf: Wenn die Seele geheilt ist, dann wird auch die Gesellschaft von sündhaften Strukturen frei sein.

2. Die katechetischen Basisgemeinden

Als man die Basisgemeinden einführte, gab man ihnen eine dreifache Aufgabenstellung: teaching, worshipping, serving (Lehren, Gottesdienst und Dienst am Nächsten).

Insgesamt ist festzustellen, daß die Funktion des Lehrens in den Basisgemeinden weniger entwickelt ist als die beiden anderen Funktionen. Sicher gibt es verschiedentlich Unterweisungen in Gesundheitsfürsorge, Arbeitsgestaltung, Ertragssteigerung im landwirtschaftlichen Bereich. Daneben gibt es auch eine spezielle religiöse Fort- und Weiterbildung in den Basisgemeinden. Doch in erster Linie bleibt das ganze Feld der Unterweisung schwerpunktmäßig dem Religionsunterricht der Kinder vorbehalten.

Die philippinische Kirche ist traditionell im Schulsektor stark vertreten. Dieses Engagement ist mitbedingt durch die, aus der amerikanischen Kolonialzeit übernommene, Trennung von Staat und Kirche. In den philippinischen Staatsschulen gehört die religiöse Unterweisung nicht zu den Lehrfächern. Das hat dazu geführt, daß die Kirche in großem Stil und mit erheblichen Anstrengungen einen katechetischen Dienst aufgebaut hat, in dem eigene Katecheten die religiöse Unterweisung sicherstellen. Sofern die Direktion der staatlichen Schulen dies gestattet, können die Katecheten in den Schulen, aber außerhalb des Lehrplans, Religionsunterricht erteilen. Konkret sieht dies in aller Regel so aus, daß die Katecheten in den Pausen in einer Ecke des Schulhofs unterrichten, während die anderen Kinder herumtollen und ihrer Pausenbeschäftigung nachgehen. Dieser Unterricht ist natürlich freiwillig, aber die meisten Schüler nehmen teil und lassen sich durch den Pausenbetrieb ringsum nicht stören. Man muß es sich konkret vorstellen: Eine Schule mit mehreren tausend Kindern; im Schulhof ist gleichzeitig Pausenbetrieb, mehrere Klassen treiben Sport, und unter einer Palme am Rande des Hofes sitzen 60 Kinder auf dem Boden rund um die Katechetin und hören ihr mit gespannter und ungeteilter Aufmerksamkeit zu. Gegenüber Lärm scheinen die Schüler ebenso unempfindlich wie die Erwachsenen. Disziplinäre Probleme sind weithin unbekannt. Paradiesische Zustände für jeden Lehrer, könnte man meinen. Allerdings: normalerweise ist ein Katechet für 3.000 Schüler zuständig, und das trübt den Gesamteindruck.

Mit größter Intensität wird in der Kirche der Philippinen daran gearbeitet, Laien für die Mitarbeit im katechetischen Bereich auszubilden. Es besteht ein hohes Maß an Interesse. Eine Vielzahl von Katechetinnen sind ehemalige Lehrerinnen, die ihren Beruf aufgegeben und eine katechetische Ausbildung durchlaufen haben, um im kirchlichen Bereich zu arbeiten. Dabei nehmen sie größte Opfer auf sich. Zunächst einmal haben sie eine intensive und in der Regel für sie kostspielige Ausbil-

derung zu absolvieren. Und sie wissen, daß sie später als Katecheten bzw. Katechetinnen nur rund die Hälfte des Lohnes erhalten werden, den sie als Lehrer oder Lehrerinnen hatten, und schon dieser war an der Grenze dessen, was auf den Philippinen als Existenzminimum gilt. Dieser Einsatz von Laien im kirchlichen Bereich, vor allem in der katechetischen Unterweisung, ist in jeder Weise bewunderungswürdig. Viele Katechetinnen wollen ihre Arbeit nicht in den durch Stacheldrahtverhaue und eine bis an die Zähne bewaffnete Privatarmee abgeschirmten Gettos der Reichen verrichten, sondern in den Schulen in Tondo, dem größten Slumgebiet Manilas und der ganzen Philippinen. Wenn in diesen Regionen die Kirche heute lebendig ist, dann nicht durch die Arbeit von Priestern und Missionaren, sondern durch das, was einheimische Laien an Ort und Stelle an christlichem Zeugnis vorleben und an christlicher Verkündigung leisten. Hier lebt Kirche eindeutig von der Basis her. Bei aller Solidarität mit der Hierarchie wissen die Katechetinnen und Katecheten, daß sie nicht auf Anregungen und Initiativen von außen oder von oben warten können. Sie haben in eigener Entscheidung und Verantwortung ihren Auftrag zu leisten. Hier ist die Basis lebendig am Werk, selbst wenn Art und Weise der Gemeindebildung hier mehr differieren als in den anderen Formen.

3. Die "Chapels"

Wer von Basisgemeinden in der Dritten Welt spricht, denkt in aller Regel zunächst an die liturgischen Funktionen, die sie übernehmen. Auch in den Philippinen sind die Basisgemeinden primär gegründet worden, um liturgische Dienste wahrzunehmen, die die völlig unübersehbaren Pfarreien nicht mehr leisten konnten. Basisgemeinden sind in diesem Verständnis eine Unterstruktur der Pfarrei.

Konkret ging es um Sonntagsgottesdienst. Um gottesdienstliche Feiern zu gewährleisten, wurden in den meisten Diözesen sogenannte Chapels eingerichtet, in manchen Pfarreien gibt es weit über hundert. In ihnen wird am Sonntag ein Wortgottesdienst gehalten. Traditionellerweise kommt einmal im Jahr der Pfarrer, um am Festtag des Gemeindeheiligen die Eucharistiefeier zu halten. An den anderen Sonntagen ist die Chapel mit ihren Verantwortlichen selbständig: Der Präsident, der Organisator, der Laienliturgen, der Prediger halten für sich und in eigener Regie den Gottesdienst.

Mit der wachsenden Selbständigkeit dieser Gemeinden stellte sich die Frage, wie sich dieser Gottesdienst zur pfarrlichen Eucharistiefeier verhalte. Um diese Problematik zu überdecken, wurden mehrere Notlösungen gefunden, die alle nur teilweise befriedigen können. Verschiedentlich erlebte ich, daß

der Laienliturgen den Meßkanon vortrug und die Gemeinde dabei am Boden kniete. Dies wurde interpretiert als Erinnerungsfeier an eine "echte" Messe. Ob den Teilnehmern der Unterschied jeweils so ganz klar war? Verschiedentlich hat man die Problematik eines nicht-sakramentalen Gottesdienstes am Sonntag dadurch umgangen, daß von der Pfarrkirche die eucharistischen Gaben in die Chapels gebracht, dort gegebenenfalls aufbewahrt und im sonntäglichen Gottesdienst verteilt werden. Derartige Formen sind auch aus Deutschland nicht unbekannt.

Verschiedentlich geht man auch den umgekehrten Weg: Die Gemeinden sollen bewußt darauf eingestellt werden, den Wortgottesdienst in der Chapel als vollgültigen Gottesdienst anzusehen. In der derzeitigen kirchlichen Situation ist dies eben die reguläre Form gottesdienstlicher Versammlung. Anderes und "mehr" ist nicht möglich. In einer Pfarrei habe ich sogar erlebt, daß man am Sonntag in der Pfarrkirche keine Eucharistiefeier hielt, um den Basisgemeinden klarzumachen, daß die in den Chapels gefeierten Wortgottesdienste voll gültig sind, und daß nicht alle, die es irgendwie bewerkstelligen können, doch in die Pfarrkirche und zur Messe gehen müssen. Doch dies ist sicher ein extremer Fall, der nicht verallgemeinert werden kann.

Ein großes Problem stellt die Predigt dar. Die Laienliturgen bzw. die Präsidenten, wie die Vorsitzenden der Basisgemeinden jeweils phantasievoll genannt werden, haben eine gewisse Einführung in ihren Dienst erfahren, aber natürlich ist dies keine volle theologische Ausbildung. Dennoch sind sie häufig dazu beauftragt und bevollmächtigt, die Sonntagspredigt in eigener Verantwortung zu halten. Verschiedentlich ist es auch eine Gruppe oder die ganze Basisgemeinde, die diese Predigt vorbereitet. Nicht selten aber wird die Sonntagspredigt zentral in der Pfarrei oder in der Diözese vom Bischof erstellt und verschickt, so daß der Liturgen sie lediglich vorzulesen hat. Letztendlich gibt es auch die Form, daß vom Bischof die Predigt über Funk gehalten und in den verschiedenen Chapels per Radio empfangen wird. Die Liturgie gliedert sich dann um diese Predigt. Es ist offensichtlich: Die Selbständigkeit und die kirchliche Funktion, die man einer Chapel einer Basisgemeinde zuzugestehen bereit ist, ist je nach der örtlichen und personalen Situation sehr unterschiedlich. Das zeigt sich auch in der Art und Weise der Amtseinführung der Vorsteher einer Basisgemeinde. Ist die Chapel so selbständig, daß sie ihre Amtsträger selbst durch Wahl bestimmt und sie gegebenenfalls auch wieder abwählen kann? Kann sie ihre Kandidaten dem Bischof oder Pfarrer vorstellen, damit diese ihnen dann amtlich den kirchlichen Auftrag geben? Oder müssen sie von oben ernannt werden? An dieser Frage scheiden sich heute die Geister, und die Antworten, die man auch von bischöflicher Seite erhält, sind höchst kontrovers. Letztlich geht es hier um das Bild der

Kirche: Ist sie von oben nach unten, also hierarchisch, oder von unten nach oben, also von der Basis, zu bestimmen? Die häufigste Praxis der Amtseinführung scheint derzeit die zu sein, daß die Gemeinden ihre Sprecher und Repräsentanten wählen und sie dem Pfarrer zur Bestätigung vorschlagen, wobei dieser sich das Recht zur Bestätigung und zur Ablehnung vorbehält.

Die Mehrzahl der Gottesdienste, die heute in den Philippinen gehalten werden, steht unter der Leitung von Filipinos, von denen die meisten keine oder kaum eine theologische Ausbildung haben. Und dennoch ist es merkwürdig: Überall habe ich Gottesdienste erlebt, die weitestgehend dem westlichen, europäischen-nordamerikanischen Denken nachempfunden waren. Spontane Elemente, Gestaltungen aus der Volksfrömmigkeit oder gar asiatische Einschlüge habe ich weithin vergeblich gesucht. Die Kirche ist in ihrer liturgischen, gottesdienstlichen Gestalt überwiegend eine europäische Kirche. Aber offensichtlich empfindet man dies an Ort und Stelle nicht als Mangel. Es scheint, daß dieses mit der Schwierigkeit zusammenhängt, so etwas wie eine philippinische Kultur auszumachen. Im "echten" Asien ist man auf den Philippinen kaum.

4. Sozial-gesellschaftliche Basisgemeinden

Die ursprünglich als Gebetsgemeinschaften oder als liturgische Einrichtungen gegründeten Basisgemeinden sind über diese bisher dargestellten Formen inzwischen hinausgewachsen. Sowohl durch die Predigten innerhalb dieser Gemeinden als auch in den Bibelgesprächen sind die konkreten, persönlichen und gesellschaftlichen Gegebenheiten am Ort immer mehr ins Bewußtsein gehoben und thematisiert worden. In diesen Gemeinden und durch sie wurde die Basis selbst fähig, darüber zu reflektieren, wie die Mehrheit der Bevölkerung auf den Philippinen heute ihr Leben gestalten muß: in Not, Armut und Unterdrückung, ohne Freiheit und Menschenrechte. In den Gemeinden sind viele Menschen fähig geworden, dieses Bewußtsein in der Öffentlichkeit zu artikulieren und das Unrecht anzuprangern. Die Basisgemeinden haben insgesamt mit einer engbegrenzt religiösen Themenstellung begonnen, diese aber inzwischen weit überschritten. Es sind Strukturen entstanden, die im regionalen Bereich, inzwischen auch auf staatlicher Ebene, politische Bedeutung erlangt haben. Sollen beispielsweise die Bewohner eines Dorfes vertrieben werden, weil ihr Dorf einer, von einem Konzern geplanten Wirtschaftssiedlung weichen soll ("hamletting"), wird durch die Vergrößerung eines Hafens, die wirtschaftlich durchaus sinnvoll sein mag, einem ganzen Heer von Fischern die Existenzgrundlage entzogen, soll eine Wasserleitung in einem Slumgebiet abgesperrt werden und statt-

dessen das kostbare Wasser in die Swimmingpools des benachbarten Prominentenviertels fließen, so artikulieren heute die ehemals rein liturgisch orientierten Basisgemeinden die Stimme des "kleinen Mannes" und verschaffen ihr Gehör. Damit sind die Basisgemeinden zu einer politischen Kraft geworden, und diese Kraft stand in Opposition zu Marcos und seinem Regime. Bereits 1976 ist eine geheime Untersuchung der Armee zu dem Ergebnis gekommen, daß die christlichen Basisgemeinden gefährlich und als politische Zellen anzusehen seien. Später, nachdem sich die Situation weithin verschärft hatte, wurden sie in der Regel für subversiv erachtet.

Weite Teile der Philippinen, vor allem die im Süden gelegene Insel Mindanao, leben seit Beginn der 80er Jahre in einer bürgerkriegsähnlichen Situation: auf der einen Seite die Armee, die das Regime Marcos stützte, auf der anderen Seite die kommunistisch inspirierte Untergrundarmee New People's Army (NPA). Die NPA sah bisher in den Basisgemeinden ihre natürlichen Verbündeten. Sie versuchte, diese Gemeinden zu infiltrieren, in ihnen Fuß zu fassen, sie mit marxistischem Gedankengut zu unterwandern und aus ihnen Mitglieder zu rekrutieren. Es gab zweifellos Strömungen innerhalb der Basisgemeinden, die sich diesen Ideen als offen erwiesen. Aber es waren wenige Gemeinden und überregionale Basiseinrichtungen, die mit der NPA zusammenarbeiteten und Gewaltanwendung nicht ausschlossen. Die Mehrzahl der sozial-gesellschaftlich orientierten Basisgruppen beschränkte sich auf die politische Bewußtseinsbildung ihrer Mitglieder und auf die Öffentlichkeitsarbeit. Bewaffneten Widerstand, Terror und Gewalt in jeder Form lehnten sie ab. Damit standen sie ganz auf der Seite der Bischöfe, die bis zuletzt auf der Gewaltfreiheit des Widerstandes und des zivilen Ungehorsams bestanden. Letztendlich hat der Erfolg diesen Weg bestätigt. Zunächst aber gerieten viele Basisgemeinden immer mehr zwischen die Fronten und standen in Gefahr, zwischen Armee und NPA zermahlen zu werden ("sandwiching" nannte man diesen Prozeß).

Kirchliche Laienmitarbeiter waren dabei am meisten gefährdet, denn sie genießen nicht den Schutz, den Bischöfe und Priester in der Öffentlichkeit finden. Wir trafen Katechetinnen, die über ein Jahr ohne Prozeß inhaftiert waren, sie wurden in den Gefängnissen geschlagen, gefoltert, vergewaltigt. Sie baten uns dringend, beim Gespräch nicht zu fotografieren, ihre Namen nicht zu notieren oder gar in der Öffentlichkeit zu nennen; sie fürchteten um ihr Leben. Auf Mindanao verging kein Tag, an dem nicht mehrere Laienliturgen und Mitarbeiter in Basisgemeinden oder kirchlichen Organisationen ermordet aufgefunden wurden: erschossen vom Militär oder mit zerschnittener Kehle von der NPA, der es an Waffen mangelt. Doch wurden die Morde auch in der Weise vollzogen, die traditionellerweise der jeweilige Gegner bevorzugt. Man wollte ihm den

Terror in die Schuhe schieben. Der Vorgang wiederholte sich allabendlich: Bei einer Razzia wurden kirchliche Mitarbeiter festgenommen, im Polizeipräsidium verhört, freigelassen, und am nächsten Morgen fand man sie wenige hundert Meter weiter tot auf. Die Mitarbeiter in den Basisgemeinden wußten um dieses Risiko, und sie waren bereit, es in ihrer verzweifelten Situation auf sich zu nehmen. Die Tatsache, daß heute die Predigten in den Chapels zumeist zentral von den Bischöfen vorgefertigt werden, sollte die Liturgen in den Gemeinden schützen, daß man ihnen kritische Aussagen nicht unmittelbar zur Last legen kann.

Nicht zuletzt durch die Arbeit der Basisgemeinden und in ihnen ist die Bevölkerung der Philippinen in einem hohen Maße politisiert. Es herrscht ein überaus scharfes Bewußtsein für Armut, Not und Unterdrückung. Die Basisgemeinden und die kirchliche Arbeit an der Basis haben zu einem guten Teil dazu beigetragen, daß man die menschenunwürdige Situation, in der rund 85% der Bevölkerung lebt, nicht mehr als naturgesetzliche Notwendigkeit oder als göttliche Fügung ansieht, als Strafe für Unschuld oder als Vorbereitung auf ein besseres Jenseits, sondern als Unrecht, als Ausbeutung und Unterdrückung. Indem sie dieses Bewußtsein gefördert haben, den Drang nach Freiheit und Menschenwürde verbreiteten und den Armen eine Stimme verliehen, waren und sind diese Basisgemeinden im Sinne eines ausbeuterischen Regimes zweifelsohne subversiv. Sie stellen das System in Frage, selbst wenn sie nicht direkte Gewalt anwenden. Durch die Konzentration auf die Basisgemeinden - so unterschiedlich sie auch sein mögen - und durch die Thematisierung von Armut, Unterdrückung und Unrecht entwickelt sich in den Philippinen derzeit eine eigenständige Theologie der Befreiung.

Die Armut der Philippinen ist in gar keiner Weise romantisch, gleichsam ein immerwährendes Zeltlager. Armut stinkt, Armut macht krank, Armut macht kriminell. Auch wenn die Menschen zumeist lächeln, würde man sie zutiefst mißverstehen, wollte man ihnen in Touristenmanier andichten, sie seien ganz zufrieden und verlangten nach nichts mehr als nach einer Banane am Tag. Die Filipinos tun alles, um dieser Situation zu entfliehen oder doch wenigstens ihren Kindern die Chance zu geben, einmal besser zu leben. Auch in den Slums sind die meisten sauber, adrett gekleidet, jedenfalls nicht schlampig oder verwahrlost. Manche ziehen freiwillig und bewußt vom Land in die Slums der Großstädte, um ihren Kindern dort eine Schulbildung zu ermöglichen, die ihnen einmal ein besseres Leben garantieren soll. Bildung steht hoch im Kurs. In einer Hütte in den Slums von Manila, gebaut aus Schilfmatten und einem Blechdach, umgeben von Morast und Abwässern, fand ich ein zehnbändiges englisches Lexikon, dem man ansah, daß es benutzt wurde. Die Menschen helfen sich gegenseitig, ihre Not

erträglicher zu machen oder sie zu überwinden. Apathie, die in Südamerika so sehr das Bild bestimmt, habe ich auf den Philippinen nicht gesehen.

Spannungen

Zwischen den verschiedenen Formen der Basisgemeinden gibt es durchaus Spannungen, und nicht jede ist bereit, den anderen ihre kirchliche Existenzberechtigung zuzuerkennen. Auch die Bischöfe sind keineswegs einmütig: Es gibt Oberhirten, die schon in der Ära Marcos gute Beziehungen zu den Militärs pflegten. Denn schließlich, so ihr Argument, muß das Leben ja weitergehen, wenn der damals allgemein befürchtete Militärputsch kommen sollte. Auf der anderen Seite steht ein Bischof Claver, der erklärte, keine Basisgemeinde verdiene es, am Leben erhalten zu bleiben, wenn sie nicht von der NPA für wert erachtet wird, infiltriert zu werden, und wenn die Armee sie nicht für subversiv hält. Und zwischen diesen beiden Positionen vertreten manche Bischöfe die Auffassung, die Kirche solle sich auf die Seelsorge konzentrieren und soziale Not caritativ lindern, Politik sei nicht ihr Geschäft. Allenfalls könne sie zwischen den Fronten vermitteln, ohne selbst Partei zu ergreifen. Aber auch Vertreter dieser Position erkannten mehr und mehr, wie uns Kardinal Sin von Manila sagte, daß die Kirche sich auf den Philippinen von einer politischen Mitverantwortung gar nicht dispensieren konnte. Sie stellte neben der staatlichen Autorität unter Marcos, der weithin niemand Vertrauen schenkte, praktisch die einzige intakte und gesellschaftlich relevante Größe dar, der, gewollt oder ungewollt, die verschiedensten Aufgaben zufließen, bis hinein in den Bereich der Bildung, der gewerkschaftlichen Organisation, der Sozialfürsorge und der Vertretung der Interessen des Volkes gegenüber dem Staat und der Justiz. Sie hatte im Gegensatz zum Marcos-Regime weithin das Vertrauen des Volkes, und sie war in den Philippinen durch ihre Forderungen nach Freiheit, nach Menschenrechten und Menschenwürde und durch die Absage an jede Form der Gewaltanwendung die wichtigste oppositionelle Kraft. Wollte sie sich aus dieser Verantwortung drücken, wäre dies eine eminent politische Entscheidung, denn sie müßte darauf verzichten, diese Forderungen weiterhin zu artikulieren. Es war von hoher politischer Brisanz, als die Kirche am Jahrestag der Ermordung Aquinos zu einem "nationalen Tag des Gebets und des Fastens für Gerechtigkeit und Frieden" aufrief, an dem die ganze Nacht hindurch landesweit in allen Kirchen gebetet und gesungen und am ganzen Tag auch von vielen derjenigen gefastet wurde, die sonst zu essen haben. Als die Krise um Marcos ihrem Höhepunkt zutrieb, haben sich auch in der Bischofskonferenz nicht die Kräfte durchgesetzt, die Ausgleich

und Versöhnung auf ihre Fahnen geschrieben hatten, sondern jene, die das Unrecht offen beim Namen nannten und die, solidarisch mit den Basisgemeinden, zu gewaltlosem Widerstand und zum zivilen Ungehorsam aufriefen.

Es war durchaus von politischer Bedeutung, als Papst Paul VI. bei seinem Besuch auf den Philippinen 1970 durchsetzte, einen Gottesdienst in Tondo zu halten, dem schlimmsten und erbarmungswürdigsten Slum der Philippinen, in dem rund eine Million Menschen leben. Doch die Machthaber wußten sich zu helfen und das himmelschreiende Elend vor den Augen der Weltöffentlichkeit zu verbergen. Frau Marcos, als Gouverneur von Metro Manila, ließ rund um den für den Gottesdienst vorgesehenen Platz Sichtblenden aufstellen. Diese sind gestaltet als Häuserzeilen aus Fassaden im freundlichsten spanischen Kolonialstil: mit Balkonen, Erkern, Balustraden, Säulen, alles in leuchtenden Farben. Einige der Scheintüren schienen halb geöffnet, hinter den blinden Fenstern sah man ordentlich drapierte Gardinen. Daß man durch keine der Türen gehen, durch keines der Fenster sehen konnte, daß sich hinter all dem nichts verbarg als abgrundtiefe Not und unmenschliches Elend, wird nur wenigen Betrachtern aufgefallen sein. Jedenfalls durfte man während des Marcos-Regimes in Tondo nur auf diesem Platz fotografieren.

Wen kann es verwundern, wenn angesichts derartiger Praktiken mancher seine Zuflucht zur Gewalt nahm und dies auch als Christ glaubte, rechtfertigen zu können? Zu verlieren hatte man nur wenig, und die Hoffnung, daß es den Kindern einmal besser gehen würde, daß sie in einer gerechteren Welt leben sollten, war bei manchem intensiver als der Wunsch, das eigene Leben unter den gegebenen Umständen noch lange weiterzuführen.

Theologie der Befreiung – ein Modell für Europa?

Die Theologie der Befreiung, die heute in den Philippinen ebenso entwickelt und vorgetragen wird wie in Südamerika, erfreut sich auch bei uns eines hohen Maßes an Interesse. Doch als Modell unmittelbar übertragen lassen sich die theoretischen Aussagen und die organisatorischen Formen, die hier gefunden werden, auf unsere mitteleuropäische Situation nicht. Die Lebensbedingungen, unter denen die Kirche dort und hier lebt, sind allzu verschieden. Aber etwas von der Freiheit und von dem Mut, neuen Fragen auf ungewohnten Wegen zu begegnen, könnten wir von dieser jungen und von Tradition wenig belasteten Kirche durchaus lernen. Nicht die dort gefundenen Antworten, sehr wohl aber die Korrelation zwischen Frage und Antwort könnte auch für uns befruchtend wirken und uns helfen, auf die uns gestellten Fragen angemessene Antworten zu

suchen.

Einer kritischen Übernahme philippinischer Denkversuche setzt sich auch die dortige Kirche zur Wehr. Dies geht so weit, daß Europäern verschiedentlich sogar der Dialog verweigert wird. Am deutlichsten wurde uns dies beim Besuch der Geschäftsstelle einer Arbeitsgemeinschaft von Theologen der Dritten Welt, die ihren Sitz in Manila hat. Die Leiterin dieses Büros, eine katholische Nonne, erklärte uns geradeheraus, daß die Menschen der Dritten Welt ihre gesellschaftliche, kulturelle und personale Identität noch nicht gefunden haben. "Wir wissen nicht, wer wir sind, und wir legen keinen Wert darauf, daß ihr kommt und uns sagt, wer wir sein sollen". Dialog im westlichen Sinn sei nichts anderes als eine subtile Form von Bevormundung und Herrschaft, gegen die man sich zur Wehr setzen müsse. "Gebt uns wenigstens ein Zehntel der Zeit, die ihr gebraucht habt, eine westliche Theologie auszugestalten. Dann wird ein Dialog wieder sinnvoll und möglich sein". Wir wurden verabschiedet mit der Feststellung, daß wir einander derzeit nichts zu sagen haben und die Philippinen in Ruhe lassen sollten. Dennoch: Mich haben die Philippinen seither nicht mehr in Ruhe gelassen.

Anmerkungen

- (1) Wenn im folgenden von "der Kirche" gesprochen wird, ist die katholische Kirche auf den Philippinen gemeint (Red.)